

Anna Castronovo

Leseprobe



Kloster
kind

Roman

Leseprobe

Kloster
kind

Roman
von Anna Castronovo

Prolog

11. August 1676

Äbtissin Serafica schrie auf, als sie die Zellentür von Maria Crocifissa della Concezione öffnete. Im gleichen Moment presste sie sich die Hand vor den Mund, denn im Kloster waren laute Geräusche verboten. Trotzdem hatten die anderen Nonnen den erstickten Laut gehört und eilten durch den Gang herbei. Dabei erfüllten sie die drückend heiße Luft mit dem Geraschel ihrer Gewänder und dem Trippeln ihrer Füße. Die erste Nonne, welche die Zellentür erreichte, war Lanceata.

»Was ist passiert?« Sie schob sich an der Äbtissin vorbei, um einen Blick in Crocifissas Zelle zu werfen.

Ihre Schwester saß zusammengesunken auf dem Boden, bleich und schwer atmend. Sie stützte sich mit beiden Armen ab, als hätte sie vergeblich versucht aufzustehen. Ihr Kopf hing herab und ihr Blick war starr auf den Boden gerichtet. Neben ihr lag ein umgekipptes Tintenfass, aus dem eine schwarze Pfüze sickerte und sich um Crocifissas Schreibfeder sammelte.

»Was ist mit dir?«, flüsterte Lanceata und näherte sich der Nonne vorsichtig. Sie kniete sich hinter ihre ältere Schwester und berührte sanft ihre Schulter. Sie wusste, wenn Crocifissa einen ihrer Zustände hatte, durfte man sie nicht aufschrecken.

Die Nonne antwortete nicht. Nur ein kaum hörbares Ächzen kam über ihre Lippen. Lanceata sah, dass sich die Schweißperlen, die unter ihrem weißen Schleier hervortraten, kurz vor ihrem rechten Ohr zu einem Rinnsal sammelten.

»Sie ist nicht bei Sinnen«, flüsterte Lanceata den anderen Frauen zu, die sich vor der Tür drängten. »Sie hat wieder eine ihrer Visionen.«

»Hoffentlich haben sie ihr diesmal nicht allzu übel mitgespielt«, murmelte die Äbtissin und bekreuzigte sich.

Ruckartig richtete Crocifissa ihren Oberkörper auf, hob den Kopf und schaute ihre Schwester mit stierem Blick an. Lanceata zuckte zurück. Crocifissas linke Gesichtshälfte war mit schwarzer Tinte verschmiert.

Nun streckte die Nonne ihrer Schwester wortlos ein Stück Papier entgegen. Lanceata konnte die merkwürdigen Zeichen darauf nicht entziffern.

»Was ist das?«

Das Blut unter Crocifissas wächserner Haut schien langsamer zu fließen und kälter zu sein als sonst. »Das ist der Brief des Teufels«, wisperte sie.

Drei Riegel

Nein. Ich hasse meine Mutter nicht für das, was sie mir angetan hat. Auch damals, als sich am 7. Januar 1981 die mächtige Holztür hinter mir schloss und mich zwischen den düsteren Mauern des Klosters einsperrte, empfand ich weder Wut noch Hass. Nur eine abgrundtiefe Verzweiflung. Was hatte ich ihr getan? Warum wollte sie mich nicht mehr haben? Ich war doch erst sieben Jahre alt.

Wir waren die steinernen Stufen von der Piazza heraufgestiegen und standen nun auf dem Treppenabsatz des Klosters. Meine Mutter hatte Mühe, den schweren Türklopfer anzuheben, so klein und zierlich war sie. Mit der linken Hand drückte ich meine Puppe Bella fest an mich, mit der rechten klammerte ich mich an die Hand meiner Mutter. Bella hatte blondes, lockiges Haar und blaue Augen. Mama hatte ihr eigens ein neues Kleid genäht, bevor sie uns hierher brachte. Auch ich hatte mein bestes Kleidchen an, und meine störrischen Haare waren zu einem Zopf gebunden.

Die raue Klostermauer ragte schier endlos in den dunkelblauen Winterhimmel. Ich betrachtete gerade die Rosetten auf den vierzehn quadratischen Platten der Tür, da öffnete sie sich mit einem Quietschen. Ein finsterner Spalt tat sich auf, ein Schlund, der mich verschlucken wollte. Meine Mutter gab mir einen Stoß gegen die Schulter.

»Los, geh schon«, sagte sie. Ich schüttelte stumm den Kopf und stemmte die Füße fest in den Steinboden. Was sollte ich hier? Meine Mutter versuchte, mich vorwärts zu schieben.

Ich sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, die sich nun mit Tränen füllten.

»Heul doch nicht«, fuhr sie mich an und kniff die Lippen zusammen. Mein Entsetzen war so immens, dass sich die Tränen gleich wieder hinter meine Augäpfel zurückzogen und auch die nächsten Monate nicht wieder zum Vorschein kommen würden.

Den Nonnen war es strengstens verboten, das Kloster zu verlassen, doch nun erschien ein Kopf im Türspalt. Er gehörte zu einer Greisin in einem schwarzen Gewand, die mich anwies, die warme und leicht feuchte Hand meiner Mutter loszulassen. Ich sah erschrocken zwischen den beiden Frauen hin und her, die sich einen einvernehmlichen Blick zuwarfen. Dann schüttelte meine Mutter mich ab. Im selben Moment ergriff die Nonne meinen Unterarm, um mich hinter sich her zu ziehen.

Starr vor Schreck sah ich über die Schulter, zurück zu meiner Mutter, die sich schon umgedreht hatte und fortging. Sie ging einfach weg und ließ mich hier, bei dieser Fremden, die fahle, faltige Haut hatte und nach Gemüsesuppe roch. Dann fiel die Tür mit einem dumpfen Knall ins Schloss.

Die Nonne hatte mich sofort wieder losgelassen, sobald der Weg zurück versperrt war. Vielleicht dachte sie, es sei besser, wenn ich mich gleich daran gewöhnen würde, von nun an auf mich allein gestellt zu sein. Ich zögerte kurz, doch dann trotete ich hinter ihr her. Was hätte ich sonst auch tun sollen? Bestimmt gab es irgendeine Erklärung dafür, warum mich Mama

hierher gebracht hatte. Meine Fingerknöchel waren so fest um Bellas Arm geschlossen, dass sie weiß leuchteten.

Wir gingen durch den Sprechraum, der für die Öffentlichkeit zugänglich war. Hier war ich schon einige Male gewesen, um zusammen mit meiner Mutter Mandelkekse zu holen, welche die Nonnen buken und zugunsten des Klosters verkauften. Durch ein engmaschiges, blickdichtes Gitter gaben die Besucher von draußen ihre Bestellung auf und deponierten Geld in einem Drehregal. Die Nonnen legten das Gebäck auf der anderen Seite hinein, es wurde gedreht, das Geschäft war vollzogen. Ohne weitere Worte, ohne Blicke, ohne Berührungen.

Mama hatte mir einmal erzählt, dass früher manche Mütter ihre Babys heimlich in dieses Drehregal gelegt hatten. Die Nonnen hörten nachts ihr Wimmern durch das stille Kloster hallen und nahmen die Kinder, die keiner haben wollte, zu sich. Die Kinder, die niemandem gehörten. War ich jetzt auch so ein Kind?

Die Nonne drehte sich zu mir um. »Du bist also Filomena. Und ich bin Suor Immacolata.« Die Stimme der Greisin war für eine Frau erstaunlich tief und krächzte altersschwach. »Aber alle Mädchen nennen mich *Matri me*«. Sie blickte mich prüfend an, doch ich schob nur trotzig das Kinn vor und blieb ihr eine Antwort schuldig. Niemals würde ich eine fremde Frau als *meine Mutter* bezeichnen. Das wäre mir wie ein Verrat an Mama vorgekommen. Ich hatte nur eine Mutter, und damit basta.

Die Ordensschwester zog missbilligend eine ihrer buschigen Augenbrauen hoch, drehte sich ohne ein weiteres Wort um und schritt durch einen Innenhof, der von Terracotta-Töp-

fen gesäumt war. Es roch durchdringend nach Basilikum und Oregano. Mir gefiel das Durcheinander der Gefäße, die alle verschiedene Formen hatten und unterschiedliche Kräuter enthielten.

Ungeduldig blickte sich Suor Immacolata um, als ich die Pflanzen betrachtete. »Los, komm jetzt«, drängte sie. Sie bedeutete mir, ihr durch jene niedrige Holztür zu folgen, die dem weltlichen Leben verschlossen blieb. Als ich die Schwelle überschritten hatte und in das Innere des Klosters eintauchte, legte sie hinter uns drei Riegel vor. Klack. Klack. Klack. Das metallische Geräusch hallte von den Mauern wieder und meine Augen brauchten einen Moment, um sich an das Dämmerlicht zu gewöhnen.

Die Nonne führte mich durch einen Korridor, in dem zu beiden Seiten Porträts von Ordensschwwestern hingen, die mich mit strengen Mienen musterten. Sie trugen alle den Habit der Benediktinerinnen, genau wie die Greisin. Ein schwarzes, bodenlanges Gewand, eine weiße Haube, welche die Haare verdeckte, und darüber einen schwarzen Schleier.

Ich beeilte mich, um nicht hinter Suor Immacolata zurückzubleiben, die trotz ihres Alters forsch voranschritt. Wir stiegen eine Treppe hinauf in den ersten Stock, deren Stufen so schräg waren, dass ich nach hinten zu kippen drohte. Die Nonne sah wohl aus dem Augenwinkel, dass ich kurz strauchelte und meinen Oberkörper nach vorne reckte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, denn sie hielt inne und blickte zu mir zurück. Groß und dunkel stand sie über mir und richtete ihren Zeigefinger auf mich. »Diese Treppe wurde

absichtlich so gebaut, um uns Sünder jeden Tag daran zu erinnern, wie schwer der Weg hinauf in den Himmel ist«, sagte sie mit ihrer krächzenden Stimme. Dann bekreuzigte sie sich und marschierte weiter, Stufe um Stufe nach oben.

Vom Treppenabsatz aus erstreckten sich drei Flure. Einer führte in den Komplex, in dem die Nonnen lebten. Türen und Türen und Türen reihten sich hier in engen Abständen aneinander. Am Ende des zweiten Gangs hingen dicke Seile, mit denen die Kirchenglocken geläutet wurden. Wir nahmen den dritten Korridor, gingen an einem Speisesaal vorbei, dann am Schlafsaal der älteren Kinder, welche die Mittelstufe besuchten.

An den Wänden hingen riesenhafte, düstere Gemälde, die überhaupt nicht schön waren, sondern etwas Beunruhigendes hatten. Ich mochte gerne Bilder von hellen, bunten Landschaften, doch diese hier waren in dunklen Farben gehalten und zeigten nur ernste Gesichter. Vielleicht machten sie mich auch deshalb nervös, weil ich sie nicht genau erkennen konnte. Hier oben war das Licht nämlich genauso diffus wie im Erdgeschoss. Verwirrt sah ich mich um. Dann wurde mir klar, warum es auch hier so dämmerig war. Alle Fenster waren mit dichten Gittern überzogen, um uns den Blick nach draußen auf die Welt zu verwehren. Auf die Draußenwelt.

Am Ende des Flurs führte eine weitere Treppe hinauf in den zweiten Stock, wo die Grundschulkinder untergebracht waren. Der Schlafsaal war lang und schmal, etwa sechzig Betten wechselten sich mit der gleichen Anzahl an Kommoden ab. Hier gibt es bestimmt ein Echo, dachte ich.

Suor Immacolata teilte mir das erste Bett auf der linken Seite zu, das direkt neben dem winzigen Abteil stand, das mit Vorhängen für sie selbst abgetrennt war. Sollte ich etwa hier übernachten?

Die Nonne zeigte mir einen Spind auf dem Flur. »Zieh die Schuluniform an«, sagte sie.

Ich drückte Bellas Arm noch fester. »Warum?«

Suor Immacolata zog ihre rechte Augenbraue hoch. »Du gehst jetzt hier zur Schule. Hat dir das deine Mutter nicht gesagt?«

Ich starrte die Nonne an und schüttelte den Kopf. Das konnte nicht wahr sein. Bestimmt wollte Mama mich nur erschrecken oder für irgendetwas bestrafen und würde mich nach ein paar Tagen wieder abholen. Ich musste brav sein. Ich musste mich zusammennehmen und beweisen, dass ich ein artiges Mädchen war.

»Na los, zieh dich um«, sagte die Alte.

Ich hängte mein gutes Kleid in den Schrank und zog mir dafür die knisternde Strumpfhose aus Polyester an, die im untersten Regal lag. Dann streifte ich mir eine schwarze Schuluniform mit dem Aufdruck *SCPB* über – das stand für *Santa Croce Padre Benedetto*. Ich war Nummer 54. In jedes meiner neuen Kleidungsstücke, die in dem Spind lagen, war ein Stoffstück mit diesen Ziffern eingenäht.

Die Nonne ließ mir kaum Zeit, die Knöpfe zu schließen, sondern marschierte gleich weiter zum Ende des Flurs. Dort führten schon wieder Stufen hinauf, diesmal in den dritten Stock. Die vielen Korridore und Treppen verwirrten mich.

»Hier ist das Studierzimmer, und dort ein Raum, in dem ihr spielen könnt.« Suor Immacolata zeigte auf die einzelnen Türen. Dann traten wir auf eine kahle Terrasse hinaus.

Eine Horde Kinder umringte mich. Sie redeten wild durcheinander und schubsten sich gegenseitig weg, um einen Blick auf mich, die Neue, zu werfen. Bella wurde immer schwerer in meiner Hand. Ich versuchte, dieser Bedrängnis zumindest mit den Augen auszuweichen, doch wohin ich auch sah, mein Blick prallte immer nur gegen Mauern. Vor mir, neben mir, hinter mir. Nur oben, genau über mir, wenn ich den Kopf ganz weit in den Nacken legte, fand ich ein Stück Winterhimmel. In diesem Moment begriff ich zum ersten Mal, was es hieß, meine Freiheit zu verlieren.

Die anderen Mädchen redeten auf mich ein und stellten mir eine Frage nach der anderen, doch ich drückte nur weiter die Puppe an mich und wusste nicht, wem ich zuerst antworten sollte, und was ich überhaupt sagen sollte. Deshalb sagte ich lieber gar nichts.

Irgendwann verloren sie das Interesse an mir, zuckten die Schultern und vertieften sich wieder in ihr Spiel. Ich stand unbeholfen herum, bis uns Suor Immacolata zum Abendessen rief. Es gab Minestrone. Ich mochte Gemüsesuppe, doch diese hier schmeckte überhaupt nicht so lecker wie der Eintopf, den Mama kochte.

Ich seufzte und dachte an daheim. Wir lebten ganz am Ende des Dorfes. Hier wehte selbst in den endlosen Sommernächten, in denen die Hitze uns erdrücken wollte, ein laues Lüftchen, sodass der Gestank nach Fäkalien und fauligem Brackwasser,

der aus der offenen Kanalisation aufstieg, nicht zu uns hereinwaberte. Wenn es nachts über dreißig Grad hatte, schliefen wir mit weit geöffneten Fenstern. Die Matratzen speicherten die Wärme des Tages und ihr Stoff brachte uns noch mehr zum Schwitzen. Deshalb legten wir jeder ein Leintuch auf den Boden und streckten uns flach auf den kühlen Steinfliesen aus.

Das Trinkwasser zog Mama in einem Eimer aus unserem eigenen Brunnen herauf. Das war aber auch schon der einzige Luxus, den wir hatten. Die anderen Dorfbewohner beneideten uns darum, denn sie mussten ihr Wasser aus einer Quelle holen, die ein steinernes Becken auf der Piazza Fontana speiste. Ansonsten besaßen wir aber nicht viel, was man uns hätte neiden können.

Mama baute ihr eigenes Gemüse im Garten an. Dort standen auch ein Zitronen-, ein Pfirsich- und ein Olivenbaum, dessen silbrig glänzende Blätter an der Mauer unter meinem Fenster entlangstrichen, wenn der Schirokko blies. Wir hatten eine Ziege, die ich heimlich Emma nannte, und deren lauwarme Milch ich jeden Morgen trank. Unserer Hündin hatte ich den Namen Romina gegeben, wie die Sängerin von Albano & Romina Power, die ich einmal im Fernsehen gesehen hatte. Sie war wunderschön.

Wir hatten weder einen eigenen Fernseher noch ein Telefon. Wenn Papa aus Deutschland anrief, wählte er die Nummer unserer Nachbarn. Lillo rief über die Straße: »Marinellaaaa! Teeelefooon!« Dann ließ Mama alles stehen und liegen, nahm meine beiden jüngeren Schwestern an der Hand, und zusammen flitzten wir los. Die Nachbarn steckten die Köpfe

aus den Fenstern, um zu hören, was es Neues aus Deutschland zu berichten gab. »Grüß deinen Mann von mir«, rief der alte Totò jedes Mal, wenn wir unter seinem Balkon vorbeirannten.

Schließlich drängten wir uns alle bei Lillo und Crocetta im Flur, Mama wischte sich die schwitzige Hand am Rock ab und nahm den Hörer. Dann redete sie mit Papa, während wir Kinder durch die Wohnzimmertür linsten, um ein wenig fernzuschauen. Und dabei hatte ich zum ersten Mal Romina Power gesehen.

Mama mochte es nicht, wenn ich Tieren einen Namen gab. »Tiere sind Tiere, und Menschen sind Menschen. Tiere sind nur da, um dem Menschen zu dienen«, sagte sie immer. »Die Ziege gibt uns Milch und Fleisch, der Hund bewacht den Hof. Und damit basta.« Sie verbot mir auch, mit Romina durch die Obstplantagen hinter unserem Haus zu streifen. Wenn sie mich dabei erwischte, haute sie mir zwei Ohrfeigen herunter. Obwohl sie so zart war, brannten sie ordentlich, und sie keifte erstaunlich laut: »Ein Mädchen darf nicht draußen herumstreunen wie ein Hund, und alleine schon gleich gar nicht!« Sie hob die Hände zum Olivenbaum. »Madonna mia, was soll ich nur mit dir anfangen? Es wird Zeit, dass du in die Schule gehst.«

Als Strafe gab sie mir Hausarbeiten auf, Geschirr spülen und Wäsche aufhängen. Doch sobald sie mit meinen beiden kleinen Schwestern beschäftigt war, bemerkte sie nicht, dass ich wieder draußen mit Romina spielte.

Sie war eine hellbraune Mischlingshündin mit weißer Brust und weißen Pfoten. Wenn sie herumsprang oder auf mich zulief, hüpfen ihre Ohren lustig auf und ab. Dann musste ich la-

chen, und sie bremste vor mir ab, legte den Kopf schief und ihre Zunge hing seitlich aus dem Maul. Das sah so komisch aus, dass ich noch lauter lachen musste, und Romina bellte hell und freudig dazu.

Es machte mir überhaupt nichts aus, dass wir kaum Geld hatten, und es war mir auch egal, dass Mama sich ständig nur um Graziella und Nunzia kümmerte. Ich war glücklich, wenn ich draußen im Schatten unserer Obstbäume im Hof saß und Romina Kunststücke beibrachte. Mit Emma hatte ich das auch probiert, doch die hatte mich nur ratlos angesehen und einfältig gemeckert.

Meine Tiere fehlten mir hier im Kloster genauso wie Mama. Ein dicker Kloß stieg meinen Hals hinauf, den ich aber zusammen mit dem letzten Löffel Minestrone wieder hinunterschluckte.

Nach dem Essen hatten die anderen Kinder Spielzeit, aber ich wollte lieber allein im Schlafsaal bleiben. Ich schlenderte zum Fenster, drückte mein Gesicht so fest ich konnte an das Gitternetz und versuchte, Luft von draußen zu atmen. Ich sah Schemen von Tauben vorbeifliegen und lauschte ihrem Gurren. Das war ein schönes Geräusch. Auf jeden Fall schöner als das Geschrei und die Schüsse, die spätabends manchmal von der Piazza herüberwehten. Mama hatte einmal gesagt, es sei eine Schande, dass in einem Ort, der von Heiligen gegründet wurde, nun die Mafia regierte. Aber so etwas sagte sie immer nur ganz leise.

Hier im Kloster würde man die Schüsse bestimmt lauter hören als bei uns zuhause, es lag ja direkt am Hauptplatz. Doch

heute Abend war alles ruhig und ich konnte den Tauben lauschen. Ich stellte mir vor, wie sie auf den Dächern saßen. Wo Dächer waren, da waren auch Häuser. Und wo Häuser waren, da gab es auch Straßen. Auf denen man weglaufen könnte. In die Freiheit. Von hier, aus der Drinnenwelt, sah ich nur Gitter, die hohen Mauern des Klosters und den Winterhimmel. Kein Zeichen vom Leben dort draußen.

Immer und immer wieder fragte ich mich, wofür Mama mich bestrafen wollte. Hatte ich etwa mein Sonntagskleid dreckig gemacht? Wiedermal ein Schimpfwort gesagt? Oder hatte sie entdeckt, dass ich mit ihrem einzigen Lippenstift heimlich Bella geschminkt hatte? Ich wusste es nicht. Aus der tiefsten Tiefe meiner Seele bahnte sich ein Seufzer seinen Weg nach oben und ich drückte Bellas weichen Körper fest an mich.

Das Trappeln von Kinderfüßen riss mich aus meinen Gedanken. Die anderen Mädchen kamen den Gang entlang, um sich zum Schlafen fertigzumachen. Manche Kinder betrachteten mich neugierig, andere verstohlen und einige misstrauisch.

Mein Blick blieb an einem Mädchen hängen, das mich abschätzig musterte. Sie war hoch aufgeschossen, hatte Froschaugen und verschränkte die Arme vor der Brust. Die Anderen begegneten ihr mit scheuem Respekt, oder sogar mit unverhohlener Bewunderung. Mir war sofort klar, dass ich mich vor ihr in Acht nehmen musste.

Ich verschränkte die Arme ebenfalls, reckte das Kinn vor und machte mich so groß, wie ich nur konnte. Mit der Zungenspitze pulte ich in einer frischen Zahnücke herum, bis sie nach Blut schmeckte.

Ein amüsiertes Lächeln spielte um die Lippen des Mädchens. »Ach wie süß. Die Kleine spielt noch mit Puppen«, feixte sie. Dann winkte sie ab, so als würde sie mich nicht ernst nehmen. Die anderen Kinder kicherten.

Wut brodelte in mir hoch. Ich war vielleicht klein, aber ich war auch zäh und drahtig. Vor allem aber war ich nicht süß. Das würde sie schon noch merken. Ich ballte die Fäuste, doch ich schwieg. Ich wusste, dass ich hier drinnen niemanden hatte, der mir bei einer Auseinandersetzung helfen würde.

Nachdem sich die Anführerin von mir abgewendet hatte, um sich umzuziehen, verloren auch die anderen Kinder schlagartig das Interesse an mir, und ich konnte unbehelligt in das Nachthemd aus weißem Leinen schlüpfen. Der Stoff kratzte auf meiner Haut.

Im Waschraum wartete ich, bis sich die ersten Mädchen, die sich um die Waschbecken drängten, gebürstet und ihre Zähne geputzt hatten. Es gab nur einen milchigen Spiegel, denn wir sollten uns nicht zu lange selbst betrachten. Eitelkeit war eine Sünde. Als sich das Gedränge auflöste und ein Platz frei wurde, war ich an der Reihe. Ich öffnete meinen Zopf, die winzigen Locken schnellten hervor und standen nun ungebändig von meinem Kopf ab.

»Du siehst ja aus wie eine Negerin«, rief das hochgewachsene Mädchen absichtlich laut herüber. Die anderen Kinder verstummten und glotzten mich an.

Mir schoss das Blut ins Gesicht. Sie hielt sich hier drin wohl für die Königin. Ich hatte jedenfalls lieber krauses Haar als so vorstehende Augen wie sie. Ich atmete tief durch und reagier-

te nicht auf ihre Beleidigung. Stattdessen bemühte ich mich weiter, meine Locken zu entwirren. Die Bürste verhedderte sich immer wieder.

»Die kann sich ja noch nicht mal kämmen«, höhnte die Froschaugen-Königin weiter, und die anderen Mädchen quakten wichtig-tuerisch im Chor, als wären sie ihr grässliches Krötenvolk.

Zuhause bürstete mich immer Mama und fuhr mir dabei mit langen Strichen über den Kopf, was mich ganz schläfrig machte. Jetzt trieb mir der ziehende Schmerz die Tränen in die Augen, wenn ich ungeduldig an meinen Haaren riss, und ich hätte am liebsten losgeweint. Doch ich biss die Zähne zusammen. Würde ich jetzt anfangen zu heulen, dann hätte ich endgültig verloren.

Also kroch ich still in mein Bett und zog mir die Decke bis zur Nasenspitze. Bella lag neben mir auf dem Kopfkissen. Ich war es nicht gewohnt, mit so vielen Kindern in einem Raum zu liegen. Ihr Atmen, Rascheln und Schnarchen störte mich. Aber es war auch tröstlich. Zumindest war ich nicht allein. Trotzdem fühlte ich mich schrecklich einsam.

Ich strich mit meinen Fingern durch Bellas lockiges Haar. Ja. Ganz bestimmt würde Mama mich bald wieder abholen, wenn ich nur brav war. Um nicht zu weinen, drückte ich mein Gesicht fest an den weichen Bauch der Puppe, bis ich irgendwann in einen unruhigen Schlaf fiel.

Hast Du Lust, weiterzulesen?

KLOSTERKIND ist im Buchhandel oder online erhältlich
(Amazon, buch.de, Hugendubel, Weltbild ...)
oder signiert direkt bei der Autorin.

Kontakt:

Mail: info@anna-castronovo.de

Facebook: Anna Castronovo Autorin

Instagram: [anna.castronovo.autorin](https://www.instagram.com/anna.castronovo.autorin)

Seitenzahl: 316

ISBN: 978 375 282 109 3

Preis: 10,99 €

E-Book: 4,99 €

Mehr Infos zum Buch:

www.klosterkind.de



Sizilien 1981

Die siebenjährige Filomena ist verzweifelt. Ihre Mutter hat sie in ein Klosterinternat gebracht, in dem strenge Klausur herrscht. Um zu fliehen, macht sie sich auf die Suche nach einem unterirdischen Gang, der aus dem Kloster herausführen soll. Bei ihren heimlichen Streifzügen stößt sie auf die Spuren von Suor Maria Crocifissa della Concezione, die vor dreihundert Jahren im selben Kloster lebte und in den düsteren Gängen dem Teufel begegnete. Die Geschichte der Nonne zieht Filomena immer mehr in ihren Bann, bis sie eines Tages beginnt, von Madre Crocifissa zu träumen ... Warum wurde Filomena ins Kloster gebracht? Wird sie ihre Mutter je wiedersehen? Und was hat es mit der geheimnisvollen Nonne auf sich?

Die Klostergeschichte und die Legenden um Madre Crocifissa beruhen auf wahren historischen Begebenheiten.



9 783752 821093

Preis 10,99€

www.klosterkind.de